

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueze.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Nauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 9

Sonntag, den 24. Januar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 24. Januar. Timotheus.
Montag, 25. Pauli Belehrung.
Dienstag, 26. Polykarpus.
Mittwoch, 27. Chrysostomus.

Donnerstag, 28. Karl der Große.
Freitag, 29. Franz von Sales.
Samstag, 30. Martina.

3. Sonntag nach Dreikönig

Evangelium des hl. Matthäus 8, 1—13.

In jener Zeit, als Jesus vom Berge herabstieg, folgte ihm eine große Menge Volks nach; und siehe, ein Aussätziger kam, beehrte ihn an und sprach: Herr, wenn du willst, so kannst du mich reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will, sei gereinigt! Und sogleich ward er gereinigt von dem Aussatz. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, daß du es niemanden sagest; sondern geh' hin, zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, welche Moses befohlen hat, ihnen zum Zeugnisse! Da er aber in Napharnaum eingegangen war, trat ein Hauptmann zu ihm, bat ihn und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause gichtbrüchig und leidet große Qual. Und Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Und der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn auch ich bin ein Mensch, der Obrigkeit unterworfen, und habe Kriegersleute unter mir; und wenn ich zu einem sage: Geh! so geht er; und zu dem andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: Tue das! so tut er's. Da nun Jesus das hörte, wunderte er sich und sprach zu denen, die ihm folgten: Wahrlich, sag' ich euch, solch großen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden! Aber ich sage euch, daß viele vom Aufgange und Niedergange kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreiche zu Tische sitzen werden; die Kinder des Reiches aber werden in die äußerste Finsternis hinausgeworfen werden: da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Geh' hin, und wie du geglaubt hast, so soll dir geschehen. Und in derselben Stunde ward sein Knecht gesund.

*

Zur Zeit, als der Prophet Elisäus in Israel predigte, regierte im Norden des Reiches, in Syrien, ein König, der einen tapferen, tüchtigen General hatte, namens Naaman. Dieser Naaman hatte das Unglück, mit einer abscheulichen ansteckenden Krankheit behaftet zu sein, mit dem Aussatz. Weil aber der König seinen Feldherrn liebte und schätzte, so schrieb er eines Tages einen Brief an den König Joram von Israel. In dem Brief war aber geschrieben, König Joram möge doch den Naaman gesund machen und den Aussatz von ihm nehmen. Als Joram den Brief gelesen hatte, zerriß er seinen Königsmantel und sprach: Bin ich denn ein Gott, daß ich töten und gesund machen kann? Der Syrerkönig mochte wohl von den Wundertaten der Propheten in Israel, besonders von Elias und dem noch lebenden Elisäus gehört und nach Art der Heiden gedacht haben: Der König von Israel ist ein Liebling der Götter, vielleicht hat er ähnlich wie die Propheten von seinem Gott die Gabe, gesund zu machen. Zum Elisäus mochte er nicht gehen, der war ihm zu plebejisch, nicht vornehm genug. Deshalb wandte er sich an seinesgleichen, an seinen Kollegen auf dem Thron. So erzählt uns das vierte Buch der Könige im fünften Kapitel.

Wie unsagbar traurig mutet uns diese Geschichte an! Das Elend der Krankheit, die auch vor den Höfen der Vornehmen und Großen dieser Erde nicht Halt macht, die Ratlosigkeit des Syrerkönigs, sein letztes verzweifelteres Mittel, von einem Menschen Hilfe zu erbitten, der selbst keine bringen konnte. Und dann die ehrliche, enttäuschte Antwort des Joram, die den Syrerkönig darauf hinweist, nicht bei Menschen, sondern bei Gott Hilfe zu suchen. Und nun halte man die Unterredung des Hauptmanns im heutigen Evangelium mit Jesus dagegen. Welch ein Unterschied! Dort Verzweiflung, weil Bauen auf Menschen, hier glaubensstarke Hoff-

nung, weil gegründet auf den allmächtigen Gott. Der Hauptmann geht doch gleich an die richtige Schmiede, zum Heiland, von dem er weiß, daß er gesund machen kann. Und mit welch großem Vertrauen naht er sich dem Heiland. Herr, ich bin nicht würdig, sagt er, aber du wirst mir doch helfen und meinen Knecht gesund machen. Und nun die bestimmte Erklärung Jesu: Ich will ihn gesund machen. Ja, das sind doch Worte, mit denen man etwas anfangen kann. Wenn du den Doktor ins Haus kommen läßt, zum kranken Kind, das die Diphtheritis hat, und du den Doktor anschaust, was er für eine Miene macht, ob er den Kopf schüttelt, ob er seufzt, ob er lang hinhorcht, oder bald wieder fortgeht, was er beim Fortgehen auf der Treppe noch sagt: Ja, man darf die Hoffnung noch nicht aufgeben — wie peinlich und qualvoll ist doch diese Rede für dich. Du wolltest doch etwas Genaueres und Bestimmtes hören, und nun diese Halbheit. Man kann aber dem Doktor nicht verargen, wenn er so redet. In vielen Fällen steht er ohnmächtig der Krankheit gegenüber und muß sagen wie der König von Israel: Bin ich denn ein Gott, daß ich töten und gesund machen kann? So du aber deine Zuflucht zu Gott nimmst und mit derselben Gesinnung wie der Hauptmann dich ihm nahest, so sagt er dir: Ich will kommen und gesund machen. Das ist die Sprache Gottes. Gottes Sprache ist entschieden, unzweideutig, klar und verständlich. Sie ist nicht wie die Sprache der Menschen: ich weiß nicht, ich kann noch nichts Bestimmtes sagen, ich will mal sehen, man kann nicht wissen und ähnliche jämmerliche Ausreden.

Nun kann es wohl der Fall sein, daß die Gesundheit eines Menschen nicht zu dessen Vorteil ist oder zum Vorteil seiner Angehörigen. Wenn nun die Menschen in einem solchen Fall die Gesundheit verlangen und in heißen Gebeten ersuchen, kann ihnen Gott das Gewünschte nicht geben. Gott ist doch nicht unser Feind, sondern will immer unser Glück und Fortkommen. Aber dafür gibt er ihnen etwas anderes, was reichlich den Verlust aufwiegt. Was ist das doch für eine tröstliche Wahrheit! Ich bitte dich namentlich, liebe Kriegersfrau, der dir der Herr Pfarrer neulich die amtliche Nachricht ins Haus gebracht hat, daß dein Mann den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei: vergiß nie in deinem Schmerze diese hochheilige Wahrheit: der Herr nimmt, um Hundertfältiges dafür wiederzugeben. Noch ehe der erste August 1914 da war, da wußte er schon, daß dein Mann einberufen und auf dem Schlachtfelde seinen Tod finden werde. Er wußte aber auch weiter deine Not und deine schmerzliche Witwenschaft und die Anstrengungen, zusammen mit dem, was dir der Staat an Witwen- und Waisengeld zahlt, dein Auskommen zu finden. Er wußte endlich, bis ins Kleinste hinein, was er dir geben werde als Entgelt für den ungeheuren Verlust, den du erlitten. Der Tod deines Mannes bedeutet für dich das selbe, was der Krieg überhaupt für Deutschland sein soll. Nicht wahr, der Krieg wird, so hoffen wir, und darum beten und ringen wir, so wahr uns Gott helfe — für unser Vaterland eine Zeit der Wiedergeburt nach innen und nach außen werden. Alles soll hernach besser werden, soll vorangehen, blühen und gedeihen. Unser Handel und Wandel, die Industrie und die Landwirtschaft, der kleine Mann so gut wie der reiche Kaufherr, sollen ihr Fortkommen und Auskommen haben. Dann aber auch unser Leben und Treiben, unsere Schulen und alles, was zum Lernen eingerichtet ist, weiter unser Verhältnis zu Gott, unser Hoffen, Lieben, Beten und Frommsein, alles soll in die Höhe kommen und so werden, daß die ganze Welt Respekt vor uns Deutschen bekommt und uns nachsieht. Das ist das große heilige Endziel, das wir und das auch unser Herrgott im Himmel droben mit dem Krieg vor Augen hat. Und etwas ähnliches erwarten deine Kinder, deine Angehörigen und dein seliger Mann im Himmel droben von dir. Der Heldentod deines Mannes soll dich stark und mutig, widerstandsfähiger und mehr gewappnet gegen störende Einflüsse machen, soll dich innerlicher, gesammelter machen, soll namentlich dein Verhältnis zu Gott reiner und tiefer gestalten. Wenn du auf diese liebevollen Absichten Gottes eingehst, dann wird's nicht mehr lange dauern, und du kannst erkennen, mit Händen greifen, was für ein Glück dir und den deinen der Krieg und die schwere Heimführung gebracht hat. Und wenn auch du bereinst den Heldentod gestorben bist, — jedes Leben, das in Gottes Ergebung und in Gottes Willen geführt wird, schließt mit einem Heldentod ab, und dein Mann erwartet von dir, daß auch du diesen Heldentod stirbst, — ja, was wird das für ein Wiedersehen mit deinem Mann im Himmel geben! Wie wird er dir voll Innigkeit danken, daß du seine Erwartungen all erfüllt, daß du des Herrn Willen und Weisung rechtzeitig erkannt, dein Leben und das Leben eurer Kinder darnach

engerichtet und auch dadurch den Himmel verdient hat. Und dann erfüllt sich an euch das herrliche Wort der heiligen Schrift: Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und es wird der Tod nicht mehr sein, noch Trauer, noch Klage, noch Schmerz. Denn das erste ist vergangen (Offenb. 21, 4).

Siehe, solcher Gestalt sind die Wege, die dich jetzt Gott führen will. Und nun komme ich wieder auf das Evangelium zurück und sage dir: Mach's wie der Hauptmann, und rufe aus ganzer Kraft: Herr, ich bin zwar nicht würdig, ich verdiene es nicht, daß du kommst und mein übergroßes Leid von mir nimmst. Aber ich bitte dich doch, komm und hilf mir! Und, so wahr es einen Gott im Himmel gibt, er kommt und sagt: Ich will kommen und dich gesund machen von der Krankheit, die deine Seele befallen hat.

Kriegersfrau — Heldenfrau, groß und angesehen bei Gott und den Menschen, würdig der Heldenstaten im Felde, und würdig des Heldenlohnes im Himmel! Bpe.

Wie Du geglaubt, soll Dir geschehen...

Im heiligen Buche les ich, wie der Herr
Zum Hauptmann sich erbarmend niederbeugte,
Und daß sein mächtig Wort: „Wie du geglaubt,
Soll dir gescheh'n!“ des Todes Schatten scheuchte.

*

Mein Vaterland, du standest froh in Frieden,
Mit regen Händen deines Volkes Glücke
In Treue dienend, schufst du Segenswerke
Und wendest so des Feindes Reid und Lücke.

Doch hellen Blicks auch standest du zur Wache,
Und als er, auf der Lippe Friedensworte,
Zu jähem Ueberfall den Arm erhob:
Da standen all die Söhne dir zum Horte.

In jedem Auge blüht die Zuversicht:
Wir werden siegen, denn wir müssen siegen!
In jeder Hand straßt sich die Manneskraft,
Die kein Versagen kennt — kein Unterliegen!

In diesem Glauben gab den Sohn der Vater,
Die Mutter auch in dieser Zuversicht;
Und dieser Glaube ist der Gattin Stütze,
Der hangen Braut des Hoffens freudig Licht!

Er hält im Kampf — in Sieg und Tob — da draußen
Den Deutschen hoch, vom Kaiser bis zum Knecht:
Wir werden siegen, weil wir siegen müssen,
Dem Vaterland dient unser Schwert, dem Recht!

Und dieser Glaube, diese Hoffnung steht
So fest in Gott, der stets das Recht geschlichtet,
Der seine Streiter Wunderkraft verlieh,
Wenn in der Feinde Reih'n der Tod geblüht.

Mir ist's, als sprach der Herr zu meinem Volke:
„Wie du geglaubt, so soll dir auch gescheh'n!“
So seh' ich frohen Auges in die Tage,
Da, Gott zu Dank, des Friedens Fahnen weh'n.

PHB.

Aus dem Schatz liturgischer Schönheit

Die wechselnden Chorgesänge des 3. Sonntags
nach Epiphantie.

Ich habe einmal ein wunderliebes Bildchen gesehen. Ueber ihm lag der Hauch himmlischer Andacht und seligen Erdenglücks. Um das neugeborene Christkind traten in frohlichem Entzücken Engelscharen, die sich in andächtiger Ehrfurcht vor ihrem Gotte niederbeugen, während einfältige Hirtenkinder durch Tür und Fenster diesem Alte himmlischer Huldigung zuschauen. Eine Künstlerhand hat dem Leben und Farbe gegeben, was die wechselnden Chorgesänge der heutigen Sonntagsmesse in schwungvoller Sprache zum Ausdruck bringen.

Im Introitus heißt es: „Betet den Herrn an, ihr alle seine Engel; es höret's und freut sich Zion, und die Töchter Judas frohlocken!“ — „Der Herr regiert, drum frohlocket die Erde, es sollen sich freuen die vielen Inseln.“ — Dem neuer-schienenen Heilande huldigen die Fürsten des Himmels, voll Staunen über die Herablassung ihres Gottes. Aber auch die Erde frohlockt, gleich den Bewohnern eines Landes, die in stolzer Freude jubeln, wenn sie sehen, wie fremde Fürsten und Herrscher ihrem Könige Ehre erweisen. Die Hand des Herrn ruht in segnender Regierung, die da sprichet und reifen läßt, was des Menschen Herz erfreut, auf der Erde, und Länder und Inseln jauchzen über die heilschaffende Vor- und Obforge. Wie freut sich aber auch das Christenherz, wenn es sieht, wie in gnadenspendender Huld die Hand seines Gottes es berührt; keine Freude ist reiner, keine tiefer, keine bleibender! Und keine ist leichter zu erkauen, auch für den, der sich von seines Herzens Gotte abgewandt! Nur ein reumüthiger Aufschrei zum Himmel, und er ist dem Armen erbarmend nahe.

All diese Gedanken nimmt das Graduale in neuen Tönen auf: „Die Völker fürchten deinen Namen, Herr, und alle Könige

der Erde deine Herrlichkeit. Denn der Herr wird Zion bauen und gesehen werden in seiner Herrlichkeit. Alleluja! Alleluja! Der Herr regiert, drum frohlocket die Erde, und es sollen sich freuen die vielen Inseln. Alleluja!“ — Es freut sich die Gemeinde der Gläubigen, daß der Herr immer mehr Länder und Völker in den Bannkreis seiner Gnaden zieht, sodaß sie in heiliger Furcht den Namen des großen Gottes nennen. Aber, wenn die Völker sich dem Herrn gefangen geben, dann ist das ihre Beglückung. Die Geschichte zeigt uns dieses in leuchtenden Beispielen, angefangen vom Volke der Auserwählten bis auf unser Volk, das Gott sichtlich groß gemacht, weil es sich ihm in Buße und Arbeit wieder zugewandt. Immer war ein Volk groß, wenn er in Wahrheit gottesfürchtig war; und ewig wahr bleibt der Ausspruch des Weisen: „Die Gerechtigkeit erhöht ein Volk, die Sünde aber macht elend die Völker.“ (Sprichw. 14, 34.) Wenn das Kreuz über einem Reiche steht und schimmert, dann wirkt Gottes Hand in ihm — „Zion baut der Herr“, dann wird aber auch in ihm die Herrlichkeit Gottes gesehen — dem Höchsten zur Ehre, dem Lande und seinem Volke zum Heile. Wem sollten diese Gedanken nicht den Entschluß nahelegen: Ich will durch Arbeit und Gebet, so weit ich kann, dahin streben, daß mein Vaterland, sich selbst zur Rettung, unter dem Zeichen des Heiles steht?!

Nicht nur Länder und Nationen tragen zu ihrem Heile das Joch des Herrn; auch in der einzelnen Menschenseele wirkt die Herrschaft Gottes Segen und Gnade. Das Offertorium kündigt es: „Die Rechte des Herrn hat Großes getan, die Rechte des Herrn hat mich erhöht; ich werde nicht sterben, sondern leben und die Werke des Herrn erzählen.“ Der große Missionar Italiens im 18. Jahrhundert, der Franziskaner St. Leonard von Porto Maurizio, wurde in der Jugend von den Ärzten ausgegeben. Er wandte sich in ringendem Gebete an den Allmächtigen. „Die Rechte des Herrn hat Großes getan, die Rechte des Herrn hat mich erhöht, ich werde nicht sterben, sondern leben und die Werke des Herrn erzählen“, ist die kurze Geschichte seines ferneren Lebens. Fünfzig Jahre hat dieser Heilige unter unsäglichen Mühen Italien durchzogen, um Wunder von Bekehrungen zu wirken — einer der größten Volksmissionäre aller Zeiten! Was Gott an diesem Heiligen leiblich und sichtbar gewirkt, hat er Tausenden und Abertausenden unsichtbar an der Seele getan. Eine Maria Magdalena, ein Petrus, der Schächer konnten mit Recht sagen: „Die Rechte des Herrn hat Großes getan!“ Jeder Sünder, der im Bußgerichte Barmherzigkeit erlangt, kann in voller Wahrheit sagen: „Die Rechte des Herrn hat mich erhöht, ich werde nicht sterben, sondern leben und die Werke des Herrn erzählen.“ Und wenn du selbst in Versuchung und Prüfung durch die Gnade Gottes standhaft bleibst, dann darfst du in freudiger Dankbarkeit die Worte des Offertoriums auf dich anwenden.

Zwei Dinge vermitteln uns die Segnungen des Herrn: Sein Gesetz und seine Sakramente. Durch das Gesetz wird uns der Weg gezeigt, den wir wandeln sollen; durch die Sakramente erhalten wir die Kraft, kräftigen Schrittes zu gehen bis „zum Berge Gottes“. Vor allem ist das allerheiligste Altarsakrament uns Wegzeher: nicht nur zum letzten großen Gange, sondern zu jeglichem Fortschreiten auf dem Wege des Herrn. Beide: Gesetz und Sakrament sind aber dem Munde des Allerhöchsten entsprungen; die Worte, die einst sein Mund sprach: „Dies ist mein Leib!“ — „Dies ist mein Blut!“ wandeln Brot und Wein zur Wunderspeise für die Christenseele, darum heißt es in der heutigen Messe nach der Kommunion: „Alle wunderten sich über die Worte, die aus dem Munde Gottes hervorkamen!“ — Wir wollen in dies Verwundern mit einklinken, aber nicht beim Verwundern stehen bleiben; wir wollen uns diese Wandertat Gottes zu Ruhe machen, indem wir oft die Speise der Starken genießen, sodaß der Herr immer mehr Gewalt über uns erhält, wirklich in uns regiert, und so auch unsere Seele frohlockt: hier in begrenztem Entzücken, droben aber in ewigem Jubel und grenzenloser Seligkeit. PHB., Franziskaner.

Der hl. Chrysostomus — ein Kämpfer für Wahrheit und Recht

(27. Januar.)

Deine Gerechtigkeit ist Gerechtigkeit ewiglich;
und dein Gesetz Wahrheit. (Ps. 118, 142).

Alle Heiligen spiegeln mehr oder minder ihren Gott und Meister wieder. Wenn einst von Christus gesagt wurde, er sei ein Zeichen, dem widersprochen werde, so gilt das nicht nur von seiner Person, seiner Lehre und seiner Kirche. Mancher Heilige trägt dies Merkmal seines Herrn in augenfälliger Erscheinung an sich. Auch wird er zum Zeichen, dem widersprochen wird — sein Leben zum immerwährenden Kampfe gegen Unrecht und Lüge. Dies zeigt besonders auffällig das Leben des großen Lehrers der morgenländischen Kirche, des hl. Johannes Chrysostomus. Dieser Kämpfer für Wahrheit und Recht wurde um 347 zu Antiochia in Syrien geboren. Seine vornehme und reiche Mutter Anthusa, die mit 20 Jahren schon Witwe war, leitete mit Sorgfalt und Liebe die Erziehung ihres hochbegabten Sohnes, der sich dann, vom berühmten Rhetor Libanus in die Geheimnisse der Rhetorik eingeführt, der Anwaltsschaft widmete. Wenn der redegewandte Advokat auftrat, hatte er immer Erfolg. Doch nahm ihm auch Tätigkeit und Ruhm die Wärme des religiösen Gefühls,

bis er eines Tages merkte, wie stark ihn das Theater mit seiner Farbenpracht und seinem Wohlklang von Sprache und Musik ganz in den Bann genommen. Da zerriß er mit starker Hand die immer stärker werdenden Bande — es war im Jahre 388. Er zog sich in die Einsamkeit eines stillen Landhauses zurück, reiste dort zum ganzen Christen aus und geriet in eine Entwicklung hinein, an deren Ende die Priesterweihe durch den Oberhirten von Antiochia stand — 386. Zugleich wurde er zum Verkünder des göttlichen Wortes bestellt. So hatte noch keiner gesprochen, solange die Domhallen von Syriens Hauptstadt standen! Ideenreich und gedankentief stieß seine Rede dahin. Da er das Menschenleben, das Menschenherz kannte, sprach er nie faß- und kraftlos. Seine Beweise schlugen ein; seine Schilderungen packten; seine scharf geprägten Aussprüche blieben unvergessen. Dazu kam die Begeisterung seiner großen Seele, die wie milder Sonnenschein erwärmte und belebte, wenn er von Gottes Barmherzigkeit sprach, die aber wie ein zerschmetterndes Donnerrollen daherkam, wenn er die menschliche Bosheit geißelte; alles geabelt durch eine helle wohlklingende Stimme, durch ein edles, charaktervolles Gebärdenpiel; der ganze Orient war voll vom Rufe des antiochenischen Dompredigers. Er erhielt den Ehrennamen: Chrysostomus, d. h. Goldmund.

397 starb der Patriarch von Konstantinopel; der Hof des oströmischen Kaisers begehrte den Goldmund zum Oberhirten. Doch den rief nur der Wille seiner Oberen und die Einsicht, daß er mit Gottes starker Gnade allda ein wahrhaft guterhirt sein könne. Am kaiserlichen Hofe regierten herrschsüchtige Weiber — allen voran die Kaiserin Eudoxia — und deren niedrig gesinnte Günstlinge. Die Geistlichkeit des ungeheuren Patriarchates stand vielfach nicht auf den Höhen ihres Berufes. Chrysostomus griff mit fester Hand hinein in den wüsten Knäuel. Ermahnung, Rüge und Strafe wandte er an, wie die Verhältnisse es befahlen. Er konnte dies umso mehr, als er in allem das Vorbild des guten Hirten war; nichts betrachtete er von den ungeheuren Einkünften als sein eigen, alles gehörte den Armen, Kranken und Bedrängten. So war er den Einfachen und Gutgewillten ein treusorgender Vater, den Satten und Reichen aber, die die Lehren des Herrn verachteten, ein unerbittlicher Strafer. Das sollte ihm bittere Frucht einbringen!

Bald war die leiseste Ermahnung, die notwendigste Rüge, die mildeste Strafe des Patriarchen, wenn sie einen vom Hofe Geschiedenen betraf, ein furchtbares Verbrechen. Jeder Tag brachte ihm neuen Kummer, neuen Verdruß, nur, weil er seine Pflicht tat. Und ein Mietling wollte er nicht sein, sondern ein wahrer, guter Hirt, auch wenn es das Leben kostete. Immer frecher traten seine Feinde auf. Aber auch umso unerwarteter zeigte sich der Heilige, und umso treuer stand das gläubige Volk zu ihm. Da holte man zu einem Hauptschlage aus.

Theophilus, Patriarch von Alexandrien, ein begabter und verschlagener Mann, war beim Kaiser angeklagt worden. Chrysostomus sollte ihn richten. Doch der Angeklagte fand in der Kaiserin, in den Hofbeamten und der hohen Geistlichkeit, denen der Freimut ihres Bischofs schon längst unerträglich war, einen mächtigen Anhang und verstand es, alles so zu wenden, daß er zuletzt als Richter dessen auftreten konnte, der ihn selbst aburteilen sollte. Er versammelte auf einem Landgute der Kaiserin an die dreißig — meist ägyptische — Bischöfe, die gegen alles Recht über den Heiligen zu Gericht saßen. Alles, was nun in Konstantinopel im Dienst der Rüge und des Unrechts stand, trat gegen Chrysostomus auf. Und alles, rein alles, wurde ihm jetzt zum Bösen ausgelegt: seine Sparsamkeit, um den Dürftigen viel geben zu können, war Geiz; seine Offenheit in Rüge und Predigt war anmaßliche Frechheit; seine Festigkeit nannten sie Härte und Stolz. Das Urteil fiel natürlich gegen ihn aus; ein kaiserlicher Spruch verbannte ihn aus der Hauptstadt. Das Volk bewachte den Palast, aber der Heilige, der selbst den ungerechten Spruch des Kaisers achtete, überlieferte sich heimlich den Soldaten. Als dies bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch die Stadt; es entstand ein wirklicher Aufruhr. Und als gar ein Erdbeben für den verbannten Hirten einzutreten schien, mußte der Hof den Heiligen zurückrufen. In jubelndem Triumphe kehrte er zu seiner Herde zurück.

Ohne Nachgedanken waltete er wieder fest und treu seines Amtes. Doch die Kaiserin wollte sich von ihrem Bischofe nicht besiegt erklären lassen. Sie suchte neuen Streit. Vor der Sophienkirche ließ sie sich eine silberne Statue errichten, die Aufstellung durch Spiele und Lärme feiern, die den Geboten Gottes Hohn sprachen. Als der Bischof, wie es seine Pflicht, dagegen austrat, wurde er zum zweitenmale verbannt — im Sommer 404. Er wurde nach Kufus in Armenien gebracht. Als er hier als Priester Gottes weiter wirkte, mit einem Erfolge, der ihn zum Mittelpunkt des ganzen Landes machte, verfolgte ihn auch dahin das Unrecht und die Mäße seiner Feinde, sodaß er schließlich nach Bytius, an den Ofen des schwarzen Meeres verwiesen wurde. Die Reise dahin — sie dauerte mit Absicht drei Monate — wurde von den rohen Soldaten auf höhere Befehl zum reinsten Martyrium. Er kam bis Komana; hier erkrankte er. Er fühlte das Ende. In reine Gewänder gekleidet, empfing er den Leib des Herrn. Mit dem Ausrufe: „Gelobt sei Gott für alles!“ schied er von seinen, hinüber in das Land, wo „Wahrheit und Barmherzigkeit sich begegnen; Gerechtigkeit und Friede sich küssen.“

Doch auch auf Erden sollte an seinem Grabe noch einmal Wahrheit und Gerechtigkeit triumphieren. Theodosius II. ließ zur

Sühne für das Unrecht seines Vaters Arcadius und seiner Mutter Eudoxia den Leib des Heiligen unter dem Jubel des Volkes nach Konstantinopel bringen, wo er in der herrlichen Apostelkirche beigesetzt wurde, am 27. Januar 438.

In seinen Schriften blieb Chrysostomus unsterblich; in ihnen ist er auch jetzt noch ein Verfechter von Wahrheit und Recht. Mit seiner mächtigen Fürbitte unterstützt er sicherlich deine Bitte, wenn du, lieber Leser, um den Sieg strebst für diese beiden festesten Stützen jeglicher Ordnung!

*

Den Charakter — den Kämpfer für Wahrheit und Recht — beugt die Not nicht zum Brechen nieder; neugekräftigt erhebt er aus Leiden, wie die hinschmachtende Blume, vom Himmelstau gebadet.

(Jahn.)

W.B., Franziskaner.

△ Mutter, hab' acht!

Skizze von Paul Walter.

Ein junges schönes Mädchen war es, das man gestern tot aus den Fluten zog.

Ich war zufällig Zeuge des traurigen Vorganges.

Man deckte rasch ein Tuch über den Leichnam, um ihn dem Anblick der sich ansammelnden Schuljugend zu entziehen.

Eine Hand sah noch hervor, an ihr bligte ein schmaler Goldreif. Mich schauderte.

Langsam ging ich mit meiner Begleiterin weiter.

Armes Kind, was hat dich anders zu der unseligen Tat getrieben, als —

Da kam ein Trupp Menschen uns entgegen.

Jammerrufe ertönten.

Inmitten heftig gestikulierender Männer und Frauen die Eltern der Unglücklichen; ein kräftiger Arbeiter mit durchfurchten Jügen, tollenden Augen und geballten Fäusten; ein totblaßes wandendes Weib in ungeordneter Kleidung.

Ein Polizist entfernte die Neugierigen bei der Leiche.

„Leni, Leni!“ schrie die Mutter in unbändigem Schmerz, riß die Hülle hinweg und warf sich über ihr totes Kind.

Ein entsetzlicher Schrei entrang sich den Rippen des Vaters. Er gah dem Versäuerer seiner Tochter.

Grauerregende Szene!

Ich eilte der Stadt zu. — — — — —

Welch' reges Treiben herrscht heute in der T.'schen Villa! Scherzen und Plaudern drang an mein Ohr.

Im Garten waren Vorbereitungen zu einer Illumination getroffen.

Der Sohn des Hauses feierte Verlobung mit der hübschönen sabelhaft reichen Amerikanerin, die seit kurzem in der hiesigen Gesellschaft glänzte.

Da steht er an der Fontäne in heiterem Gespräche mit seiner liebreizenden Braut.

Der Gärtner läßt das Wasserwerk spielen. Sorglos erfreuen sie sich, zärtlich läßt der elegante junge Mann die auf seinem Arme ruhende weiße Hand.

Ein paar strahlende blaue Augen senken sich vertrauensvoll in seine Seele.

Er schridt leicht zusammen: „Leni“ flüsterte er. Die Braut sieht ihn verwundert an und fragt in gebrochenem Deutsch: „Sagst Du etwas, Rudolf?“

„Ja, süße Dolly, ich bewundere das unvergleichliche Kolorit Deiner Wangen.“

Liebtlich errötend lächelt Dolly.

Sie ist so glücklich!

Arme, betrogene Braut, er, dem du dein Herz geschenkt, dein Leben verbinden willst, ist ein Meucheliger, ein — zweifacher Mörder! —

Ich kannte die Leni von Kindheit an: ein herriges Weichöpfchen, dem man gut sein mußte, lebensfro, einsamkeitslieb, dankbar.

Unter Entbehrungen aller Art ward sie groß, als die Älteste von sechs Geschwistern.

An ihrem Weissen Sonntag besuchte sie mich. Es bereite mir Freude, aber das moderne mit Spitzen und Schleifen reich verzierte Kleid der armen Kommunikantin verstimmte mich etwas. Leni sah fragend zu mir auf: „Die Mutter sagt, ich sei die Schönste!“

„Beh' zu, Lene, das meint die Mutter nicht so, das darfst Du nicht denken, ein reines Herz ist dem lieben Gott am wohlgefalligsten“, so sprechend entnahm ich meinem Schreibtische ein Geschenk für das Kind, welches diese Augenblicke benutzte, um sich anscheinend unbemerkt im Spiegel von allen Seiten zu betrachten. „Leni, das ist böse!“ Geschrocken senkte sie das Köpfchen. Trübsalige Mutter.

Mit der Zeit verlor ich das Mädchen aus den Augen: die Leute waren in einen anderen Stadteil verzogen. Da, vor Jahresfrist, begegnete mir in einer abgelegenen Promenade ein Paar, Rudolf T., des Fabrikanten Sohn, und Leni.

Meine erstaunten Blicke brachten beide in nicht geringer Verlegenheit. Besorgt ließ ich Erkundigungen einziehen und erfuhr, wie sehr Leni's Mutter das Verhältnis unterstützte, da T. das Mädchen heiraten wolle. Sie hätte immer gewünscht, daß Leni ihr Glück noch mache.

Verblendete Mutter! —

Weine, ja weine, aber klage nicht, denn dein Kind hat das Recht, Klage zu erheben und es wird es einstweilen gegen dich tun in furchtbare Weise.

Mutter, hab' acht!

Der Müller von St. Amand

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

10. Fortsetzung.

„Er wußte nicht, was er tat.“

„Du bittest für ihn?“ fragte er staunend.

„Auch der Sünder verdient Barmherzigkeit. Jetzt, da er hilflos ist, muß man ihm helfen.“

Bilain, von so selbstloser Nächstenliebe ergriffen, schwang sich aufs Pferd.

„Und du willst hier bei dem Sterbenden bleiben?“

„So lange ich kann, will ich ihm zu helfen suchen.“

Nach einem Augenblick zögerte er, dem Pferde die Sporen zu geben. „Marthe wenn ich nur etwas für dich tun könnte,“ sprach er mit unsicherer Stimme, „aber der Dienst ruft.“

„Geh mit Gott,“ antwortete sie zuversichtlich und mit warmer Liebe ruhte ihr Blick auf seiner männlich schönen Gestalt. „Er hat solche Wunder an uns getan, daß wir nur seiner weiteren Hilfe zu vertrauen brauchen. Ich werde meinen Weg allein finden.“

„Zum Wiedersehen, — zum Glück!“ rief er noch und strengte davon, während die barmherzige Samariterin dem besinnungslosen Jacques die Stirnwunde mit ihrem Tuche verband.

In gestrecktem Galopp jagte Renaud über die bröhlende Heide. Der Weg verbreiterte sich und in der Ferne, wo in den schräg fallenden Strahlen der Abendsonne wieder Aehrenfelder wogten, glaubte er dunkle Massen zu erkennen.

Das mußten Erlons Truppen sein, und er kam noch zu rechter Zeit.

„Zum Wiedersehen und Glück“, hallte es beseligend in seinem Inneren nach. Alles war vergeben und vergessen. Nur ein Wahn hatte ihn Jahre hindurch gequält. Sie liebte ihn noch, hatte es immer getan, ihn nie verdammt und alle Schatten wichen einer neu aufsteigenden Sonne. Sie füllte ihm die Welt mit Gold und Glanz, ließ ihn Nähe und Ferne in rosigem Schimmer sehen.

Da griff plötzlich eine todestafte Hand in den warmen Quell seiner Hoffnungen und ließ sie zu starrem Eis gerinnen.

Sein Herzschlag stockte. In den Bügeln sich aufrichtend, sah er es deutlich. Die dunklen Massen, die er schon von weitem wahrgenommen, wälzten sich gegen ihn heran.

Er kam zu spät! Das 1. Korps war umgekehrt.

Vom Schrecken gelähmt, gab Renaud dem Pferde die Sporen. Er sah, hörte und dachte nichts mehr. Nur die Order überbringen! Um jede Sekunde, die es früher geschah, verringerte sich seine Schuld Schurkerade auf den Befehlshaber zu, der mit seinem Stabe den marschierenden Truppen vorausritt, flog sein Roß dahin.

Mit verdrießlicher Miene sah ihn Graf Drouet d'Erlon herankommen. „Diable, schon wieder eine Botschaft! Nimm das heute gar kein Ende. Meine Soldaten sind müde. Ich kann nicht schneller kommen.“

„Befehl des Kaisers!“

Betroffen nahm der General das gereichte Papier entgegen.

„Und damit kommen Sie von Ney?“

„Der Marschall schickt die Order Ihnen, weil er sie selbst nicht vollziehen kann.“

Kaum hatte Erlon das Schreiben entfaltet, als er wütend aufsprang. „Bin ich ein Narr, den man am Seile bald hierhin, bald dorthin zieht! Da, lesen Sie, meine Herren“, wandte er sich zu seiner Begleitung um. „Vor einer Stunde kommt Descombres und heißt mich umkehren, um den Marschall zu unterstützen, und jetzt, da wir längst auf dem Wege sind, sollen wir wieder auf St. Amand rücken. Der Teufel hole diese widersprechenden Befehle! Ich halte mich an den Willen meines Vorgesetzten.“

„Komme de Dieu!“ rief der Artilleriegeneral Salle erschrocken, bedenkten Sie, der Wille des Kaisers ist das höchste Gesetz.“

„Aber die dringende Order des Marschalls?“ Wann, zum Henker, haben Sie denn den Zettel hier erhalten?“ drehte er sich zu Bilain um.

Renaud zuckte zusammen. „Zwei Stunden mögen es sein,“ stotterte er schuldbewußt, ich kann die genaue Zeit nicht angeben. Der Weg war weit, und ich mußte aufs Geratewohl querfeldein reiten, um wennmöglich Descombres zuvorzukommen.“

„Das ist Ihnen, wie Sie sehen, in bedauerlicher Weise mißlungen und eigentlich trifft die ganze Verantwortung Sie“, gestikulirte Erlon aufgeregt. „Meine Vorhut hatte schon Wagnellee erreicht. Die Truppen murrten, als sie umkehren mußten. Wären Sie eine halbe Stunde früher gekommen, so stände ich jetzt in St. Amand.“

Renaud verstummte schuldbewußt. Er selber fühlte schwer genug die furchtbare Verantwortung, die er auf sich geladen. Aber die Wahrheit zu gestehen, wagte er nicht. Sie mußte ihn vor das Kriegsgericht führen und das hatte kein Verständnis für diesen Konflikt zwischen Dienstpflicht und Menschenliebe, in den ihn das Schicksal gestürzt. Sein Urteil konnte nicht zweifelhaft sein.

„Wir in Quatrebras eintreffen, wird dort alles entschieden sein,“ wandte General Garbe auf die letzten Worte Erlons ein.

„Drüben beim Kaiser kommen wir auch zu spät. Der Marsch wird fortgesetzt“, entschied der Graf und der Widerspruch mußte verstummen.

In entgegengesetzter Richtung ritt Renaud in den dunklen Abend hinein, dem Kanonendonner von St. Amand entgegen, um sein Regiment zu suchen.

Mit Bentnerschwere lastete das Bewußtsein des Geschehenen auf ihm.

Ein einzelnes Menschenleben hatte er gerettet, wo das von tausenden auf dem Spiele stand. Wer konnte wissen, was die Folgen waren? Ob er nicht um die Liebe zu einem Mädchen das Unglück seines geliebten Kaisers heraufbeschworen!

Schwarz und schwer ballten sich Gewitterwolken über seinem Haupte zusammen. Er fand keinen Ausweg aus seinen finsternen, verzweifelter Gedanken.

Was nützte es, wenn er dem Kriegsgericht entging. Die begangene Schuld durfte nicht ungekühlt bleiben. Und ein anderes Gericht, in seiner eigenen Brust, fällte den Spruch. Er mußte sterben!

✱

Die Sonne neigte sich zum Untergang, eine fahle, von Gewitterdunst umflorte Sonne. Ihr müder Schein beleuchtete die von den Preußen gehaltenen oberen Häuser des Dorfes, die ihren Schatten lang gegen den Lignebach hinabwarfen.

Der Kaiser, immer noch auf der Höhe von Fleurus haltend, sah mit düsterem Antlitz auf das Spiel des Lichtes. Sein abergläubisches Gemüt fühlte sich beunruhigt. Den Feind umleuchtete, einer Gloriole gleich, der letzte Atemzug des himmlischen Lichtes, während sein Heer in den nahenden Schleiern der Dämmerung verschwand.

Sollte es eine schlimme Vorbedeutung sein für den schließlichen Ausgang?

„Was ist mit Ney? Und wo bleibt Erlon?“ Wohl zum zehnten Male wiederholte er seit Stunden die Frage.

Und immer dieselben verlegenen Mienen, immer das gleiche hilflose Aufsehzucken seiner Umgebung. Man horchte angestrengt nach Norden, wo bei Vrye das preussische Regiment stand. Aber kein französischer Kanonendonner wollte sich im Rücken des Feindes hören lassen.

Wäre es möglich, daß Ney die erhaltene Order unausgeführt ließ? Wenn er selbst auf ernstlichen Widerstand gestoßen, mußte doch Erlon kommen! Der alte Fuchs da drüben, der Blücher, hatte den Kopf in der Schlinge. Aber er, der Kaiser, allein vermochte sie nicht zuzuziehen.

„Sire, Meldung von Bandamme.“

Aus seinen Gedanken gerissen, sah Napoleon auf das verstörte Gesicht der atemlosen Ordonnanz. „Sprechen Sie!“

„Der General hat eine größere Truppenmacht wahrgenommen, die sich zu seiner Linken aus dem Walde entfaltet. Er fürchtet, es könnten Engländer sein.“

„Wenn es Ney wäre!“ durchzuckte es den Kaiser.

„Vielleicht Erlon“, las ihm sein Generaladjutant den Gedanken vom Gesichte.

„Soffentlich. — Aber er sollte doch im Rücken von Ligny erscheinen, nicht hier. Rufen Sie so schnell als möglich die Sache aus, Dejean. Und für alle Fälle soll die Garde antreten.“

Eine Viertelstunde später kam der Generaladjutant mit bestürzter Miene zurückgesprengt. „Es kann nur Erlon sein, Sire“, rief er schon von weitem. „Aber, was unglaublich ist, sein Korps entfernt sich wieder, wie man deutlich wahrnimmt.“

„Sind Sie toll geworden?“ fuhr Napoleon auf.

Doch ehe ihm eine Antwort wurde, kam die Lösung des Rätsels.

General Descombres jagte heran und parierte sein Roß. Während er noch nach Worten suchte, kam ihm die Frage des Kaisers zuvor.

„Sie kommen von Erlon?“

„Ja. Der Graf läßt sagen, daß er den Auftrag nicht ausführen kann.“

Die Stirn des Kaisers legte sich in drohende Falten. „Solch ein Wort im Munde eines meiner Generale!“

„Marschall Ney ist bei Quatrebras in Bedrängnis,“ erklarte Descombres. „Er hat mich an den Grafen geschickt, ihn zurückzurufen.“

„Und Erlon?“

„Er schwankte eine Weile, ob er Ihnen, Sire, oder seinem nächsten Vorgesetzten gehorchen sollte. Dann lehrte er um.“

Einige Sekunden lang war der Kaiser wortlos.

„Um Gotteswillen, Majestät!“ bat Generalmajor Soult, — „schicken Sie ihm einen Adjutanten nach, lassen Sie ihn zurückrufen.“

Langsam schüttelte Napoleon das Haupt. Mit der höchsten Gefahr lehrte seine kalte Ruhe zurück. „Zu spät. Bis er abermals umkehrt und die Umgebung vollziehen kann, ist es Nacht. Die Tore haben mich um einen großen Sieg gebracht. Machen wir wenigstens noch einen kleinen daraus. Die Garde gegen Ligny!“

✱

Heinz Lichtwehr hatte bei seinem Sprunge von der Mählen-galerie kaum festen Boden unter seinen Füßen gefühlt, als er sich schon in dem Schwall der zurückwogenden preussischen Regimente mitgerissen sah.

Im Wirrwarr der Flucht achtete niemand auf den vereinzelten Zivilisten, und wer ihn bemerkte, mochte ihn für einen zu lange zurückgebliebenen Dorfswohner halten, der schleunigst aus der blutigen Gefahr zu entkommen suchte.

(Fortsetzung folgt.)